

Literarische Beilage

zu den Mitteilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XLIX. Jahrgang.

I.

1910.

Neuwirth Josef, Dr.: Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer, 2. Band. Das Mittelalter. 8. völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig. Seemann. 1909. S. 548. Mit 708 Abbildungen und zehn Farbendrucktafeln.

Die Deutschen in Böhmen freuen sich stets ungemein, wenn es einem Stammesgenossen gelungen ist, ein Werk zu schaffen, das sich bei den Zeitgenossen und deren Epigonen großen Ansehens erfreut und ein neues Glied in der großen Kette der kulturellen Entwicklung wird, auf welche das deutsche Volk in Böhmen mit berechtigtem Stolz zurückblicken kann. Zu den bedeutendsten Kunstforschern der Neuzeit gehört entschieden der gefeierte Lehrer der Kunstgeschichte an der Hochschule zu Leipzig Anton Springer, einer der Mitbegründer der modernen Methode der kunstgeschichtlichen Forschung, bekanntlich ein Prager von Geburt, welcher in seinem „Handbuch der Kunstgeschichte“ ein Werk geschaffen hat, das nach seinem Tode ein eben so beliebtes, geschätztes und viel gelesenes Buch des deutschen Volkes geblieben ist, als zu jener Zeit, in welcher es durch sein Erscheinen die Aufmerksamkeit aller kunstliebenden Kreise auf sich lenkte. Mit um so größerer Freude muß es begrüßt werden, daß gerade dieser Band wieder einem Landsmanne, Dr. Josef Neuwirth, dem Professor der Kunstgeschichte an der technischen Hochschule in Wien, zur Bearbeitung übertragen wurde, an den binnen wenigen Jahren zum dritten Male die Aufgabe herantrat, den vorliegenden Band des Springerschen Handbuchs für eine neue (8.) Auflage vorzubereiten und dem Rahmen desselben neue gesicherte Ergebnisse der Forschung zweckentsprechend anzugliedern, wobei aber der gerade für mittelalterliche Kunstdenkmäler so bekannte Kenner den schweren Standpunkt hatte, der möglichsten Schonung des Springerschen Besitzstandes treu zu bleiben und in Änderungen der Stoffanordnung, in Erweiterungen oder in Einschaltung neuer Abschnitte übersichtlicher Abrundung des Ganzen zuzustreben. Wie im Vorworte versichert wird, erscheinen die Profanbauten in weit größerem Umfange als früher berücksichtigt, Plastik und Malerei in ihren Entwicklungsreihen strenger geschieden und dem Kunst-

gewerbe der romanischen und gotischen Epoche besondere Abschnitte gewidmet. Es kommt dieses Werk, das heute mit ebenso großer Vorliebe benützt wird wie vor Jahren, noch immer unter der alten Flagge, unter Anton Springers Namen, in den Buchhandel, ist aber in den letzten Auflagen so gründlich umgearbeitet und erweitert und ein so moderner Geist durchweht es, daß dieses dem Inhalte und dem Wesen nach als eine selbständige Arbeit des Umarbeiters bezeichnet werden kann, denn nur das Äußerliche, die Form ist dieselbe, aber auch diese hat das Gewand moderner Buchbinderarbeit angelegt.

Da wir Gelegenheit hatten über die Anlage des Buches u. a. anlässlich des Erscheinens der 6. u. 7. Auflage uns zu äußern, so beschränken wir uns diesmal darauf hinzuweisen, welchen Fortschritt die vorliegende achte Auflage im Hinblick zu der siebenten bedeutet. Der Band — in der 7. Auflage 451 Seiten — hat in der vorliegenden 548 Seiten, ist also um nahezu hundert Seiten stärker geworden. Gewiß liegt der Wert der Verbesserung einer Neuauflage nicht in der Zunahme des Umfanges, aber im Hinblick auf den vielen neuen Stoff, der verarbeitet werden mußte, ist diese Tatsache nicht bloß erklärlich, sondern vollauf berechtigt, da doch die alten Partien nicht gekürzt werden konnten. Nicht der Text allein als solcher ist so umfangreich geworden, denn dies ist auch auf Kosten der Zunahme der Textbilder zu setzen: in der 7. Auflage 559, in der 8. Auflage 708 Abbildungen, in der 7. neun, in der 8. zehn Farbendrucktafeln; also eine Vermehrung von 149 Textabbildungen und 1 Farbendrucktafel. Der Wert kunstgeschichtlicher Forschung, welcher Art auch immer, liegt zum guten Teile in vielen und schönen Abbildungen, welche dem Leser es ermöglichen, besonders wenn er kein Fachmann ist, den Museinandersetzungen des Verfassers mit Verständnis zu folgen, sie geistig aufzunehmen, zu verarbeiten und zum bleibenden Eigentum umzugestalten. Bei einem Handbuche handelt es sich vor allem aber auch darum, daß der Verfasser es verstehe, die richtigen, typischen Formen herauszuheben, damit der fähige Leser auch etwas für die praktische Bewertung von Kunstdenkmälern daraus lerne, wenn er solchen im Leben begegnet, und ein Verständnis für die Schöpfungen unserer Altvorderen sich aneigne, damit er nicht wie ein Blinder heruntappe, und es ihm nicht so ergehe, wie unserer Jugend der größeren Städte, die Weizen, Gerste und Korn von einander zu unterscheiden nur selten vermag. Es dürfen daher nicht allein die Glanzleistungen der Künste vorgeführt werden, sondern auch charakteristische, einfache Formen und Erscheinungen, die man selbst in ganz einfachen Dorfkirchen u. ä. antrifft, damit sich das Auge des Lesers an alle Stilformen anpasse und angewöhne. Da Neuwirth ein guter Lehrer ist, der seine pädagogische reife Ausbildung sich durch jahrelanges erprobtes Wirken an der Mittelschule geholt hat, so kann jedermann die Versicherung hinnehmen, daß er als gewandter Redner es verstanden hat, den neuen Text lebendig zu gestalten, und als guter Lehrer auch die richtigen Bilder herauszuheben. Doch nicht sein einziges Verdienst ist die schöne, vornehme und so reiche Ausstattung des Buches mit den trefflichen Abbildungen, denn „besonderer Dank gebührt dem Herrn Verleger für sein in jeder Hinsicht opferwilliges Entgegenkommen, das den so mannigfachen Änderungs- und Erweiterungsvorschlägen sowie der Beschaffung des umfangreichen neuen Abbildungsmateriales die umsichtigste Förderung zuteil werden ließ“.

Die neue Farbendrucktafel (Nr. III zu S. 79) ist der Seidenstoff mit der Szene Mariä Verkündigung (Rom, Sancta Sanctorum) nach der von Carlo Tabellani angefertigten Farbkopie. Da es zu weit führen würde, alle Einzelheiten dieses Bandes anzuführen und ihnen nachzugehen, so beschränken wir uns auf gewisse Kapitel hinzuweisen, z. B. gleich auf das erste „Mittelchristliche Kunst“, Absatz Rom, in welchem wir neu eingeführt finden: die Grabanlage in Palmyra (S. 9), den Abburnham-Pentateuch (S. 10), Goldgläser (S. 18), die Ausschmückung der altchristlichen Basiliken (S. 23) und die altchristliche Fresken- und Tafelmalerei (S. 24). Dieser kleine Abschnitt von 30 Seiten ist um 3 Abbildungen bereichert worden, so daß für ihn allein 33 Abbildungen zur Verwendung kamen. Im Kapitel „Die nordische Kunst im 11. und 12. Jahrhundert“ ist der frühere Absatz „Bilderei und Malerei“ stark vermehrt und ein neuer selbständiger „Das Kunstgewerbe der romanischen Zeit“ (S. 261—277) hinzugefügt worden. Die größte Erweiterung weist aber die Behandlung des Kapitels über „Die nordische Kunst im späten Mittelalter“ auf. Die Kunst des gotischen Stiles ist die eigentliche Domäne, das mit Vorliebe gepflegte Arbeitsfeld Neuwirths. Auch hier schließt er an den reich vermehrten Absatz „Bilderei und Malerei“ einen ganz neuen von bedeutendem Umfange (S. 458—476) an, „Das Kunstgewerbe der gotischen Zeit“, welchem 29 neue Abbildungen beigegeben sind. Es ist eben für diese 8. Auflage ganz charakteristisch, daß der sogenannten Kleinkunst und dem Kunstgewerbe des Mittelalters die gebührende Beachtung und Würdigung gewidmet wird, dem Zuge der kunstgeschichtlichen Forschung in dem letzten Jahrzehnt entsprechend, der hauptsächlich darauf hinzielt, diese bedeutenden Kulturdenkmäler, von denen viele und hervorragende Vertreter sich erhalten haben, der Kunstforschung einzubeziehen. Ein gutes Inhaltsverzeichnis (S. IV—VII) und ein sehr fleißig gearbeitetes Orts-, Personen- und Sachregister (S. 531—548) erleichtern wesentlich die Benützung. Praktisch ist die Umgehung eines Verzeichnisses der vielen Abbildungen dadurch, daß die vorgesezten Sterne an den Ziffern auf die Abbildungen verweisen, und daß bei den einzelnen Sachnamen z. B. Arkaden, Basilika, Bauhütte, Chorumgang usw. alle Verweise so genau angegeben sind, daß dem Leser, der nur etwas Bestimmtes sucht, das Nachsehen in dem Buche selbst erspart wird.

In dieser Kunstgeschichte werden die Kunstdenkmäler Böhmens so eingehend und in so großer Zahl berücksichtigt, wie in keinem Handbuche ähnlicher Art. Ganz begreiflich, denn Neuwirth ist unter den deutschen Kunstforschern unterschieden derjenige, der die Denkmäler aus eigener Anschauung und auf Grund der Quellenforschung gegenwärtig am besten kennt. Und da Böhmen trotz der großen Zerstörungen, welche die hussitischen Wirren, der 30jährige und der 7jährige Krieg im Gefolge hatten, heute noch ein an mittelalterlichen Kunstdenkmälern sehr reiches Land ist, so hatte er nur aus dem überreichen Materiale herauszuheben, was ihm zweckdienlich schien. Es muß jeden Landsmann ohne Unterschied, sei er ein Deutscher oder ein Tscheche, freuen, daß dieser Kunstgelehrte eine Reihe von Kunstwerken, auch solche, die bisher ziemlich unbeachtet bei Seite lagen, in die große kunstgeschichtliche Entwicklung des Mittelalters eingliedert und ihre Werthschätzung für die allgemeine Wissenschaft zum ersten Male vorgenommen hat. Ich führe im folgenden nur die Orte und Künstler an, die

in Betracht kommen, wobei die in Klammern stehenden Zahlen die Seiten angeben, auf denen sich hierzu die Abbildungen befinden: Auffsig, Blatna, Brüx, Budweis, Eger, der Georgsberg bei Raudniß, Hohenfurt, Holubitz, Hradischt bei Münchengrätz, Kaplitz, Karlstein (364, 439), Erzgießer Georg von Klausenburg (427), Kolín (468), Königgrätz, Königsaal, Kosteletz bei Tabor, Rutenberg (340), Laun, Mülhhausen bei Tabor, Neuhaus in Böhmen, Nikolaus Hofilluminator R. Wenzels IV., Osseg (274), Maler Oswald (437), die Parler aus Gmünd in Schwaben, Raudniß (519), Schellowitz (162), Slawietin, Tabor, Tepl, Hofmaler Karls IV. Theodorich (439), Wenzel, Hofmaler R. Wenzels IV., Wittingau, Hofmaler Karls IV. Nikolaus Wurmser von Straßburg und Wjschegrad (165). Von den Prager Denkmälern werden hervorgehoben: Alt-Neuhynagoge (354); die Bilderhandschriften: Bibel des Kunsto, Bilderbibel des Welislaus, Brevier des Johann von Neumarkt, des Kreuzherrngroßmeisters Leo, Evangelistar von Wjschegrad, Heilspiegel, Mariale des Erzbischofs Ernst (451), Missale des Johann Doko von Blaschim und des Wenzel von Kadez, Orationale des Erzbischofs Ernst, Passionale der Kunigunde, Pontifikale des Albert von Sternberg, Thomas von Stitné; Buchmalerei (452); Carolinum; Dom: (339), Baumeisterbüsten (292, 339), Baurechnungen, Mosaik, Triforiumsbüsten (292); Emauskloster, Wandbilder; Georgskloster, Kirche; Georgstatue (427); Karlsbrücke mit Turm (371, 375); Karlshof, Kirche; Königsburg (363); Leuchterfuß; Malerzeche; Pulverturm; Rathaus (383); Romanische Rundkapellen (165); gotisches Taufbeden; Türme (371, 375); Totenbild des Doko von Blaschim; Wenzelskapelle, Wandgemälde (437) und Vladislawischer Saal (363). Wer die Kunstdenkmäler Prags und Böhmens kennt, wird zugestehen müssen, daß eine sehr sorgfältige Auswahl getroffen wurde und daß sie in Wort und Bild (Böhmen 11, Prag 17) würdig und in gebührender Beachtung ihres kunstgeschichtlichen Wertes Berücksichtigung fanden. Es erhellt aber gleichzeitig aus dem Gesagten zur Genüge, daß bei diesem Handbuche nicht bloß der Namen des Verfassers, sondern vor allem der Inhalt dafür spricht, daß diese Auflage eine ebenso große Verbreitung und einen ebenso geneigten Leserkreis finden möge wie ihre Vorgängerinnen, die sie durch die Fülle des Gebotenen weit übertrifft.

Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg. Herausgegeben von Mitgliedern des Chorherrenstiftes. I. Band. Heinrich Kirsch. Wien 1908. Quart. S. 252.

Archiv und Bibliothek der altherwürdigen Stiftung St. Leopolds bergen noch manch wertvollen Edelstein heimatlicher Geschichte, Kunst und Literatur wohlbehütet in ihren stillen Räumen. Diese Schätze zu heben und die Resultate ihrer Studien zum Gemeingut der Wissenschaft und Kunst zu machen, haben unsere Stiftskapitulare mit Zustimmung und opferbereiter, dankenswerter Förderung von seiten des hochwürdigsten Herrn Prälaten Friedrich Piffel sich zur Aufgabe gestellt. In den Jahrbüchern gedenken sie die Früchte ihrer Arbeiten der Öffentlichkeit vorzulegen (Vorrede S. 1), deren erster Band vier Abhandlungen enthält, welche durch Form und Inhalt und Bedeutung der besprochenen Ereignisse, der Kunst- und Literaturdenkmäler, nicht bloß lokale Bedeutung für

das Stift, sondern für die Kenntnis der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung des gesamten niederösterreichischen Landes haben, ja selbst weit über diese Grenzen hinaus für jedermann Interesse hervorrufen. Professor Hermann Pfeiffer, gleichzeitig Stiftsbibliothekar, bringt unter dem Titel „Klosterneuburger Osterfeier und Osterpiel“ nach einer Handschrift aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts ein bemerkenswertes literarisches Dokument zum Abdrucke, jenen neu aufgefundenen »ludus pascalis«, welches schon so manchen Forscher beschäftigte und zu mannigfachen Hypothesen Anlaß bot und über dessen vermeintlichen Verlust in jüngster Zeit (Nagl u. Zeidler, deutsch-österreich. Literaturgeschichte, Wien, 1899, S. 138) der Klage Ausdruck gegeben wurde: „Ein wertvoller Schatz ist damit unseren Augen — vielleicht für immer — entrückt.“ Der Verfasser, der die Handschrift mit allem kritischen Apparate versehen S. 27—40 abdruckt, hat Tafel I—V sehr schöne Lichtdruckabbildungen beigegeben. „Es sind aus dieser Zeit viele Werke französischer Theologen in der Stiftsbibliothek erhalten, so z. B. Werke des Zacharias Chryzopolitanus aus Befançon, des Petrus Rhemenjis, des Wilhelm von St. Thierry, des Hugo von Saint-Cher, des Hugo von St. Victor, des Petrus von Tarantasia u. a.“ (S. 56.) Daß auch auf dem Gebiete der Kunst bereits im XII. Jahrhundert nachweisbar französischer Einfluß sich daselbst geltend macht, beweist der 1181 vollendete Altaraufsatz, den Nikolaus von Verdun fertigte, wohl das trefflichste Erzeugnis seiner Schmelz- und Zeichnungskunst, eines der großartigsten Denkmäler romanischen Kunstlebens. Es ist nicht ohne Berechtigung, den Dichter des »ludus pascalis« in Klosterneuburg zu suchen. Die Anfänge des Humanismus im Chorherrenstift Klosterneuburg reichen, wie Professor Berthold Černik (S. 57—94) nachweist, in die Mitte des XV. Jahrhunderts zurück. Diese wissenschaftliche Richtung knüpft daselbst an die Tätigkeit des Protonotars der Reichskanzlei und der österreichischen Kanzlei in Wien Cnea Silvio de Piccolomini an, der von 1443—1455 in dieser Eigenschaft in Wien weilte. Er ist der nachmalige Papst Pius II. Die wichtigsten Vertreter humanistischer Bestrebungen waren die Chorherren Johannes Swarcz und Wolfgang Winthager, dann im XVI. Jahrhundert die Pröpste Jakob Panperl (1485—1509) und Georg Hausmannstätter (1509—1541). Auf des ersteren Anregung schrieb der Humanist Ladislaus von Suntheim aus Ravensburg die Genealogie der Babenberger, die erste Publikation genealogischen Inhaltes auf Wiener Boden (S. 75). Zwei Beilagen beleuchten die Bedeutung Winthagers, der auch lange Jahre an der Universität in Wien lehrte: 1. Die Verteidigung der Klassiker und der humanistischen Studien von Mag. Wolfgang Winthager, Chorherrn zu Klosterneuburg, aus dem Jahre 1452 (S. 77—86) und 2. zwei Briefe des Humanisten Fr. Wilhelm von Savona, ord. Min., an Mag. Wolfgang Winthager (S. 87—94). Professor Vinzenz Oskar Ludwig will mit der Abhandlung ein „Beitrag zur Geschichte des niederösterreichischen Prälatenstandes“ (S. 95—218) eine Reihe von Publikationen über ein Gebiet beginnen, welches bisher noch ganz brach lag und einer gründlichen Forschung ebenso bedürftig wie für die Geschichte des österreichischen Ständewesens bedeutungsvoll ist (Vorrede S. VII). Er beschäftigt sich in der vorliegenden Studie mit dem Prälaten von Klosterneuburg Propst Thomas Rues (1600—1612), einem Manne, der begeistert war für alles Gute und Schöne, eine treffliche wissenschaftliche Durch-

bildung genossen hatte und sich durch hervorragende Rednergabe auszeichnete. Er stand an der Spitze des Hauses in einer ersten Zeit, in welcher eine schwere finanzielle Not Niederösterreich bedrückte. Da bei der 1605 ausgebrochenen Rebellion der Ungarn große Gefahr für das Stift bevorstand, brachte er den Schatz nach Melk in Sicherheit (Verzeichnis S. 121, 122). Endlich war für ihn als Vertreter des Prälatenstandes eine schwierige Lage durch den Bruderzwist im Hause Habsburg geschaffen, die namentlich in der Tagung und dem Abschluß zu Preßburg 1608 ihren Ausdruck fand, dem er zwar beiwohnte, den er aber noch vor der Vertagung verließ, weil er es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren konnte, auf den Schluß seine Unterschrift zu setzen, wozu er jedoch in Erwägung und Rücksicht auf andere Umstände nach langem Zögern und Protestieren dennoch genötigt wurde. Recht interessant ist auch das einleitende Kapitel „Die Prälatenstandsverordneten vom XVI. bis zum XVIII. Jahrhundert“ (S. 97 bis 110), welches für das Verständnis der Stellung Ruefs notwendig ist. Von den V Beilagen ist die fünfte wegen ihres politischen Inhaltes die bedeutendste. Sie ist die »Oratio Thomae Ruef, Praepositi Claustroneoburgensis, ad Proceres Regni Hungariae habita Posonii Ao: 1608« (S. 210—218). An vierter Stelle ergreift der verdienstvolle Kunstschriftsteller des Stiftes Dr. Wolfgang Pauker das Wort über „Daniel Gran und seine Beziehungen zum Stifte Klosterneuburg“ (S. 219—249). Daniel von Gran (geb. 1694 in Wien?, gest. 1757 in St. Pölten), ein sehr fruchtbarer Künstler, wird häufig „Deutschlands bedeutendster Freskant der Barockzeit“ genannt (S. 221). Von seiner Hand stammen das große Deckengemälde im sogenannten Marmor- oder Maria Theresia-Saal des Stiftes Klosterneuburg und neben anderen Bildern das Tafelgemälde „Maria, Joachim und Anna“ in der Galerie des Stiftes, welches in einem prachtvollen gleichzeitigen Rahmen sich befindet. Beide Meisterwerke sind in trefflichen Lichtdrucktafeln vervielfältigt. Daniel Gran arbeitete auch sehr viel für St. Pölten. Der Verfasser druckt nun 4 Briefe Grans an den Administrator von Klosterneuburg Chorherren Paul Bernhard und 3 Briefe an den Propst Bertold Staudinger (1749—1765) ab, endlich den Vertrag wegen des Deckengemäldes, der am 15. April 1749 gefertigt ist, in welchem dem Künstler für seine Arbeit eine Entlohnung von 2000 Gulden und 100 Dukaten gewährleistet wird (S. 233). Von gleichem Interesse ist das in Abschriften erhaltene Konzept über die Durchführung des Deckengemäldes (S. 234), in welchem im allgemeinen der Wunsch des Auftraggebers bezüglich der Allegorien mit dem Künstler vereinbart ist. Im Anhang sind auch Berichte über andere Künstler, die damals in Klosterneuburg wirkten, beigegeben, z. B. über: Steinmetzmeister in Salzburg Georg Doppler, Hofakademiemaler Thomas Friedrich Gedon, Bildhauer Jakob Christoph Schletterer, Maler Johann Josef Haechl, und schließlich mehrere kleine Zettel nebst einem Briefe von Daniel Gran (S. 245—249). Zwei Seiten „Notizen“ beschließen den stattlichen, sehr schön ausgestatteten Band, unter denen die Bemerkung über den Miniator „Friedrich prawn“ (Friedrich Braun), der im Stifte 1515 und 1516 gearbeitet hat, allgemeinere Bedeutung hat, da mit ihm ein neuer Künstler dieses Betriebes bekannt wird, über den wir sonst bisher gar nichts gewußt haben.

Hoffentlich gelingt es dem Leser, aus diesen Mitteilungen sich ein Bild zu entwerfen über den Inhalt dieses Bandes, der einen wichtigen Beitrag bildet

vor allem zu der kulturgeschichtlichen Wirksamkeit der alchhrwürdigen Stiftung des hl. Leopold, die auf eine so ruhmvolle Vergangenheit zurückblicken kann und die mit der regelmässigen Ausgabe ihrer Geschichtsquellen an die alten Überlieferungen anknüpft, die in dem Hause herrschten und auch in der Gegenwart ein Zeugnis für den guten Geist sind, der die Chorherren dieses Hauses erfüllt. Wir wünschen diesem Unternehmen aus vollem Herzen einen gedeihlichen Fortgang und möge durch dieses Unternehmen die Anregung gegeben werden, daß auch andere Klöster, welche über großes handschriftliches Material verfügen, dem Beispiele folgend, ihre Schätze der allgemeinen Forschung auf diese Weise zugänglicher zu machen, als dies bisher der Fall war. Wenn auch über Böhmen selbst in diesem Bande begreiflicherweise nur sehr wenig und nur ganz gelegentlich Erwähnung geschieht, so kann man doch daraus die Lehre ziehen, daß man in Böhmen durch die Herausgabe ähnlicher Publikationen für die Erforschung der Geschichte des Landes ebenso fruchtbringend wirken könnte, wie es durch dieses Jahrbuch in Niederösterreich der Fall ist. Und darum haben wir diese Ausgabe historischer Quellenforschung einer eingehenderen Beachtung gewürdigt, als man vielleicht auf den ersten Blick zu glauben berechtigt wäre. Wir freuen uns auf den zweiten Band, der hoffentlich dem ersten an Bedeutung und Wert nicht nachsteht wird.

Urban Michael, Dr.: Alt-Marienbad. 2. vermehrte Auflage. Mit 16 Abbildungen. Hermann Holub. Marienbad 1908. S. 151.

Die erste Auflage, welche einen raschen Absatz fand, ging hervor aus den verschiedenen Artikeln, welche der Verfasser unter dem Titel „Zur älteren Entwicklungs- und Quellengeschichte der Kurstadt Marienbad“ in der „Ärztlichen Zentral-Zeitung“ (Wien, Jahrg. XVI und XVII) veröffentlicht hat. Wir begrüßten es mit Freude, daß er sich der Mühe unterzog, in der zweiten verbesserten und vermehrten Auflage dem Leser ein klares und abgeschlossenes Bild der Entstehung und Entwicklung der berühmten Weltkurstadt von ihren bescheidenen kleinlichen Anfängen bis zu ihrer heutigen Blüte zu entwerfen, wobei wir uns vollständig seinen Worten anschließen (Vorwort, S. 2): Marienbad möge wachsen, blühen und gedeihen in alle Ewigkeit — den Leidenden und Gesunden der ganzen Welt als waldschattiges Eldorado, ihren deutschen Bürgern aber zum gerechten Stolge als kostbares Schatzkästchen.“ Die Gründung des Dorfes Mischowitz, auf dessen Grunde die Quellen und das Torflager des heutigen Marienbad stehen, ist urkundlich 1341 das erstemal erwähnt. Die salzhaltige Quelle findet ihre erste Erwähnung bei Zacharias Theobald (1427) in seiner Geschichte des Hussitenkrieges, Caspar Bruschius erwähnt sie in seiner 1542 erschienenen gründlichen Beschreibung des Fichtengebirges nicht. Für die Geschichte von Alt-Marienbad am wichtigsten ist der Brief K. Ferdinands I. vom 27. April 1528 (Prag) an Abt Anton von Tepl mit der Anfrage, was es für ein Bewandnis mit dem „Salzprunnen auff deinen und des Konvents zu Toepel grunten“ habe. Es würde zu weit führen, auf alle Einzelheiten einzugehen, welche der Kurort in den darauffolgenden Jahrhunderten durchgemacht hat. Wir können die Tatsache feststellen, daß die Grundherrschaft stets bestrebt war, die Bedeutung

der Quellen zu würdigen, und daß insbesondere die Äbte des Stiftes Tepl sich das Aufblühen derselben sehr angelegen sein ließen. Wenn wir von anderen sehr verdienstvollen Männern absehen, so sind wir mit vollster Berechtigung in der Lage, den Prälaten von Tepl Karl Kaspar Reitenberger († 21. März 1860) als den Gründer und seinen Freund Med. Dr. Josef Johann Mehr als Mitbegründer des heutigen Neu-Marienbad zu bezeichnen. Es ist ein ganz besonderes Verdienst des Verfassers, daß er in dieser Monographie diesen beiden Männern eine eingehende, liebevolle Lebensgeschichte widmet, vor allem dem verdienstvollen Prälaten, der nicht verstanden von seinen Mitbrüdern einer Klosterrevolte zum Opfer fiel, weil man ihn nebst andern Vorwürfen beschuldigte, zu viel Kapital in den Sumpf von Auschowitz investiert zu haben, der freiwillig, richtiger unfreiwillig seine Abdankungsurkunde am 17. Juli 1827 unterschrieb, am 23. Oktober d. J. seine Heimat und sein so innig geliebtes Marienbad verließ, um im Kloster Wilten bei Innsbruck als „Ruheort“ seine Tage zu verleben, wo der „verwiesene“ Abt nach 33jähriger Verbannung im Alter von 81 Jahren gestorben ist (S. 114). Er eilte seinem Zeitgeiste voran. Heute wissen die Brüder des hl. Norbert in Tepl wohl die Verdienste dieses hervorragenden Mannes zu schätzen und zur Ehre des gegenwärtigen Prälaten Gilbert Helmer ist es anzurechnen, daß dank seiner Bemühungen die Leiche Reitenbergers am 8. Oktober 1906 in der Pfarrkirche zu Wilten gehoben wurde und unter ehrenvollem Gepräge am 12. Oktober in der Prälatengruft zu Tepl an der ihr gebührenden Stelle endlich ihre Ruhestätte fand. Der Verfasser, der als Arzt über den Wert der Quellen Marienbads ein fachmännisches Urteil fällen kann, was der Laie zu tun nicht vermag, ist wohl der berufene Geschichtsschreiber dieser Thermen geworden, der es auch nicht unterläßt, die Kurärzte früherer Zeiten in ihrer Tätigkeit zu würdigen, die mehrfachen Untersuchungen des Wassers in verschiedenen Zeiten mitzuteilen, und insbesondere Goethes zu gedenken, der in dem Hause „Stadt Weimar“ anfangs der zwanziger Jahre dreimal Absteigquartier genommen hat (S. 97 ff.). Wenn wir uns mit den Auseinandersetzungen des Verfassers einverstanden erklären, so hätten wir nur die Meinung, daß es besser gewesen wäre, statt der veralteten Bezeichnung „Böheim“ den heutigen Namen des Landes einzusetzen (S. 7, 9), zumal auf letzterer Seite unmittelbar darnach „Böhmerland“ steht. Die Seite 15 aufgestellte Ableitung des Namens Tepl von „Döpel“, der Bezeichnung einer Weißfischart bei den alten Germanen, ist gesucht, nicht richtig und nicht haltbar, und es freut uns, daß der Verfasser dies im Anhange zugeführt, in welchem der gegenwärtige Prälat (früher Professor der deutschen Sprache am k. k. deutschen St.-Gymnasium in Pilsen) den Nachweis erbringt, daß der Name von dem tschechischen Worte „teplý“ hergeleitet werden muß (S. 147, 148). Wir wünschen, daß dieses Buch recht viel gelesen werde, namentlich von den Fremden, die in so großer Anzahl Marienbad besuchen, damit sie auch Kenntnis davon erhalten, wie schwer es war, diesen Weltkurort zu begründen.

Teige Josef, MDr. u. Phil. Dr.: **Kostel sv. Martina Většiho ve zdi na Starém městě Pražském.** (Die Kirche des hl. Martin in der

Mauer in der Altstadt Prags.) Abdruck aus dem Almanach der Stadt Prag, VIII, 1905. Selbstverlag. S. 68. Mit 2 Ansichten und einem Grundriß.

Die Kirche steht in der Martinsgasse, gegen deren Ausmündung auf den Rohlsmarkt, angrenzend an das enge Gäßchen, welches beim Platteis die Ferdinandsstraße mit der Martinsgasse verbindet, von Häusern umgeben, wenig beachtet und nur einem kleinen Teile der Prager Bevölkerung bekannt. Und doch hat gerade dieses Kirchlein eine recht interessante Geschichte hinter sich, welche Teige auf Grund sehr umfassender Studien hauptsächlich im Prager Stadtarchive in recht übersichtlicher Darstellung mitteilt. Die Kirche ist als Pfarrkirche von Adelheid, der Mutter Sobieslaws II., gegründet, die 1140 gestorben ist. 1178 kam sie unter Sobieslaw II. an das Wjschehrader Kapitel, dem aber im Laufe der folgenden Zeit nichts als das Patronatsrecht für dieselbe verblieb. An die Stelle der romanischen Anlage, die jedenfalls den gesteigerten Bedürfnissen nicht mehr entsprach, trat um die Mitte des XIV. Jahrhunderts ein gotischer Neubau. Auch darüber weiß Hajek (Bl. 322) ein schönes Märlein zu erzählen, das der Verfasser mit Recht a limine als Phantasterei zurückweist (S. 5). In dieser Kirche hat Pfarrer Johann 1414 zum ersten Male im Sinne der Lehren und Tendenzen des Matthaeus von Janow und Jakobellus von Mies das hl. Abendmahl sub utraque gespendet (S. 8). Als im Jahre 1889 die Gemeindevertretung Prag wegen der Instandsetzung und Erhaltung dieses Bauwerkes verhandelte, hat sich Dr. Rieger in einer Rede am 17. Feber gerade mit Hinweis auf dieses geschichtliche Moment hiefür eingesetzt (S. 1). In der Hussitenzeit verliert dann Wjschehrad das Patronat über die Kirche (S. 10), die bis zur Weißenberger Schlacht 1620 den Utraquisten verbleibt. Aus dieser Zeit ist von kulturgeschichtlichem Interesse das tschechisch abgefaßte Testament des Lehrers Martin Jehně aus Komotau aus dem Jahre 1548 (S. 11), welcher an der mit dieser Kirche verbundenen Schule wirkte. Auch die Schicksale dieser Schule, die nicht immer sehr erfreulich waren, schildert Teige eingehend, soweit sich archivalisches Materiale erhalten hat. Der letzte utraquistische Pfarrer war J. J. Stribrský, der 1621 von seinem Amte abtreten mußte (S. 19). Nun wird die Kirche wieder katholisch. Da an solchen Geistlichen damals großer Mangel ist, müssen die Dominikaner bei St. Agid und andere aushelfen (S. 20). 1784 wird die Pfarre aufgehoben und da der größere Teil der zu ihr gehörigen Bevölkerung auf der Neustadt wohnte, dieselbe mit der Trinitarierkirche vereint. Seit dieser Zeit diente sie, das Pfarrgebäude u. nur profanen Zwecken. Von da ab (S. 21 ffg.) wird die kunstgeschichtliche Würdigung vorgenommen, die, wie aus dem beigegebenen Grundriß zu ersehen ist, aus dem Grunde unser Interesse fesselt, weil die Anlage der Kirche aus lokalen Gründen, da sie an die alte Stadtmauer eingebaut ist, schon äußerlich einen Aufbau zeigt, der sonst nicht leicht angetroffen wird und an architektonischen Sonderheiten recht reich ist. Zum Schluß gibt der Verfasser ein Verzeichnis der in der Krypta und in dem angrenzenden Friedhofe bestatteten Leichen von Mitgliedern angesehenener Familien Prags, unter ihnen nach Bericht von Eckert Posvátná místa II, 464, der berühmte Bildhauer Johann Ferdinand Brokof der Jüngere (S. 30). 1904 ist endlich der Beschluß des Gemeinde-

rates von Prag gefaßt worden, dieses geschichtliche Baudenkmal mit dem Aufwand von 120.000 K vor dem Untergange zu retten, der auch 1905 zur Ausführung gelangte. Im ganzen teilt der Verfasser im Anhang LI Beilagen aus den Jahren 1386—1785 (S. 31—68) vollinhaltlich mit, welche sich auf die Geschichte und Bauangelegenheiten der Kirche beziehen. Aber noch eines möchte ich gern erwähnen, da dies bezeugt, mit welchem Vandalismus und mit welcher Ankenntnis für die Erhaltung der Kunstdenkmäler man zur Zeit der Josefinitischen Aufhebungen vorgegangen ist. In der Kirche befanden sich zwei Bilder von Skreta, das Hauptaltarblatt St. Martin, Judas Thaddäus und das Bild der hl. Katharina auf einem Seitenaltar. Es wurde das Ansuchen an das Gubernium gestellt, wenigstens diese zwei Bilder in der neuen Dreifaltigkeitskirche zur Aufstellung zu bringen, aber mit dem Bedenken zurückgewiesen, daß eine Überfüllung der Kirche mit derartigen Dingen nicht mit dem Geiste wahrer Religiosität vereinbar sei (Beilage 18). Das Hauptaltarblatt kaufte bei der lizitatorischen Veräußerung der Kircheneinrichtung Anton Helfert um den Preis von 105 fl., beim Bilde der hl. Katharina macht im Abschätzungsprotokoll der Ingenieur-Professor Franz Leonhard Herget (3. Juni 1785, Beilage 50) die Bemerkung, „daß besonders das Altarplättel der heil. Catharina von einer besonderen Schönheit und sofern in der kais. Gallerie von Skreta keines von diesem Meister wäre, es verdienete aufbehalten zu werden“ (S. 66). In der Tat ist es unter den veräußerten Stücken nicht aufgezählt. Was geschah damit? Dr. Ud. Horcicka.

Graßl Basil, Dr.: Beschreibung des Stiftes Tepl. Pilsen 1910, 8^o I. 67 S.

Der Verfasser, Chorherr des Stiftes und Gymnasialprofessor in Pilsen, gibt im vorliegenden Büchlein eine gedrängte Übersicht von den Schicksalen des altbekannten Prämonstratenser Stiftes Tepl, das im Jahre 1893 die 700jährige Feier seiner Begründung durch den sel. Hroznata begehen konnte. Auch hier spiegelt sich die Geschichte Böhmens im Laufe der Jahrhunderte getreu wieder; die Hussitenstürme, die Reformationsbewegung, die Leiden des 30jähr. Krieges gehen auch an Tepl nicht vorüber, ohne tiefe Spuren hinterlassen zu haben und die unter Josef II. drohende Aufhebungsgefahr konnte nur mit großer Mühe abgewendet werden. Vom Ende des 18. Jahrhunderts bewegen sich die Geschehnisse des Klosters in ruhigeren Bahnen; einsichtige Äbter wie Chryostomus Pfrogner und besonders Karl Reitenberger erkannten frühzeitig die große Bedeutung der Marienbader Quellen und wenn auch letzterer diese seine Zuversicht mit der Verbannung nach dem Stifte Wilten bezahlen mußte, so wurde seinem Andenken in dem großartigen Aufblühen Marienbads eine gerechte Genugtuung zuteil, die auch äußerlich durch die feierliche Überführung seiner sterblichen Reste von Wilten in das Stift Tepl im Jahre 1906 Ausdruck fand. Ein Verzeichnis der Äbte leitet zum zweiten Teile über, der sich mit der Beschreibung des Klosters und dessen Sehenswürdigkeiten befaßt. Die große, neuerbaute Bibliothek, das Museum mit interessanten Erinnerungen an Goethe, darunter die 1822 dem Prior Clemens Edl geschenkte Mineralienammlung und die sonstigen Räumlichkeiten des Stiftes werden eingehend beschrieben, so daß die Marienbader Kurgäste in dem Büchlein

einen kundigen Führer beim Besuche des Klosters erwerben; zahlreiche gute Phototypien erhöhen dessen Wert.

Es ist zu bedauern, daß trotz verschiedener Monographien, die der Verfasser in der Vorrede aufzählt, noch keine zusammenfassende, auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhende Geschichte von Tepl besteht, welche vor allem auch die große kulturelle Arbeit, die das Kloster seit seiner Gründung in Westböhmen geleistet hat, aufzeigen würde. Bei dem großen urkundlichen und chronikalischen Materiale des Stiftsarchives wäre dieses Unternehmen nicht allzu schwer. — Vielleicht unterzieht sich der Verfasser dieser ebenso verdienstvollen als lohnenden Aufgabe. Bff.

Peterka Otto, Dr.: Das Gewerbeamt Böhmens im 14. Jahrhunderte.
Wien, Wilhelm Braumüller 1909. S. 110.

Die Arbeit des Prager Rechtshistorikers über das Gewerbeamt Böhmens im 14. Jahrhundert ist ein erfreulicher Beweis, daß die rechtsgeschichtliche Forschung auch in Böhmen im Aufstiege begriffen ist. Es ist nicht etwa eine Fülle neuer gewerbeamtlicher Feststellungen — schon der Parallelismus der gewerblichen Entwicklung Böhmens und der andern bekannten Wirtschaftsgebiete schließt das aus — als vielmehr die systematische Behandlung des Stoffes vorzüglich unter dem Gesichtspunkt des modernen Gewerbeamtes, was dem Buche Dr. Peterkas seinen Wert gibt. Es ist zweifellos berechtigt, die modernen gewerbeamtlichen Begriffe als geschichtlich gewordene zu betrachten und ihre Keime in der alten gewerbeamtlichen Entwicklung zu suchen, besonders wenn der Verfasser der Versuchung widersteht, auf Grund zuweitgehender Analogien eine kritiklose Rückübertragung moderner Begriffe auf frühere Zeiten vorzunehmen. In richtiger systematischer Anordnung wird zuerst der Erwerb der Gewerbeamtlichegung dargestellt, der Übergang von einem Zustand bedingungslosen, freien Gewerbeamtes zur Bedingung des Gewerbeamtes durch Bürgerrechtserwerb mit Bürgerschaftsleistung, Leumundsnachweis und Nachweis der fachlichen Befähigung. Hier wird auch die Entstehung der Realgewerbe behandelt und auf die Ähnlichkeit der königlichen Verleihung von Ausschankrechten, der Verleihung der Gold- und Silberschmelze durch die Prager Altstadt mit einer Konzessionierung hingewiesen. In dem zweiten Abschnitt des Buches (die Gewerbeamtlichegung) wird der Inhalt des Betriebsrechtes, dabei insbesondere der allgemein vorkommende Streit um die gegenseitige Abgrenzung der stark zersplitterten Gewerbe, unter dem Gesichtspunkte „Die Betriebsstätte“ werden das Wammeilenrecht und einzelne königliche Verfügungen über die gewerbliche Betriebsstätte behandelt und schließlich wird die Stellung der gewerblichen Hilfsarbeiter erörtert. Bei der Darstellung von Lohnstreitigkeiten, Lohnregelungen mit Lohnskalen, Verboten von zuweitgehenden Kreditgewährungen an Gehilfen durch Meister gegen künftige Arbeitsleistungen, der vorzeitigen Lösung des Arbeitsvertrages durch Gehilfen usw. ergibt sich eine Fülle von Anklängen an moderne Verhältnisse. Der dritte Teil des Werkes behandelt die Gewerbeverwaltung der gewerblichen Verbände, der Könige und schließlich die städtische Gewerbepflege. Die Zunftentwicklung Böhmens und speziell Brags wird hauptsächlich auf Grund der Statuten der Prager Gold-

schmiede und der Prager Malerzucht geschildert. Der Ausgangspunkt der Entwicklung ist auch hier in der religiösen Zwecken, der Veranstaltung des Begräbnisses der Mitglieder und der Unterstützung dienenden Bruderschaft zu suchen. In einwandfreier Weise werden die Organisation der entwickelten Zunft, der Wirkungskreis der Genossenversammlung und des Vorstandes, die schiedsrichterlichen Funktionen der Zunft, die Zunftautonomie und deren Beschränkung durch den Stadtrat behandelt, wobei der Verfasser die vom Rat bestätigten Statuten nicht als autonome Zunftsatzen, sondern als städtische Satzen erklärt. Eine konsequent durchgeführte königliche Gewerbepolitik fehlt. Die eigentlichen Träger der gewerblichen Verwaltung sind die Städte; der Rat erläßt allgemein verbindliche gewerbliche Vorschriften, erteilt die Gewerbeberechtigung, versieht durch geschworene Meister, die Vorläufer des modernen Gewerbeinspektorates, die Gewerbepolizei und übt die Gewerbegerichtsbarkeit aus. Mit einer Untersuchung des gewerblichen Strafrechtes schließt die Arbeit. Im Anhang gelangen ein Privileg Karls IV. für die Bogner Prags von 1360, drei Prag-Altstädter Ratsbriefe und das Buch der Prager Goldschmiede zum Abdruck. Dr. Franz Vid.

Eulenburg Franz: Die Entwicklung der Universität Leipzig in den letzten hundert Jahren. Statistische Untersuchungen. Gedruckt mit Unterstützung der Mendestiftung bei der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1909.

Stieda Wilhelm: Die Universität Leipzig in ihrem tausendsten Semester. Leipzig, ebenda 1909.

Das Jahr 1909 brachte, als Jubiläumsjahr der Leipziger Universität, eine ganze Anzahl von Schriften zum Universitätswesen, die, an sich lokalen Charakters, wichtige Beiträge zum Studium deutschen Bildungswesens darstellen.

In dieser Beziehung sind Eulenburgs statistische Untersuchungen besonders wertvoll; uns interessieren vor allem die auf die österreichische Studenten- und Lehrerschaft bezüglichen Ziffern. Der Verfasser deduziert (S. 37), daß bis zu Ende des 19. Jahrhunderts die Frequenzkurve Leipzigs wesentlich durch Nichtsachsen bestimmt war und daß sich darin erst in dem letzten Jahrzehnt eine leise Verschiebung vollzogen hat. Unter „Nichtsachsen“ sind nichtsächsische Reichsdeutsche und Ausländer verstanden. Speziell unter den Ausländern ist eine dauernde Steigerung der Immatrikulationszahlen festzustellen. Seit 50 Jahren stehen von Ausländern Österreicher und Russen an der Spitze; vom Quinquennium 1859/63 bis zum Quinquennium 1904/09 ist die Zahl Theologie studierender Österreicher von 17 auf 62, die der Juristen von 3 auf 86, der Mediziner von 5 auf 10, der Philosophen von 17 auf 275 gestiegen, im ganzen also eine Zunahme von 42 auf 433 (S. 198 f.). In der letzten Zeit wurden die Österreicher durch die Russen einigermaßen zurückgedrängt; die Zunahme beträgt (S. 49) seit 1880 knapp das Doppelte, während die Zahl der in Deutschland studierenden Österreicher überhaupt um mehr als das Dreieinhalbfache gestiegen ist. Auch in der Lehrerschaft ist das österreichische Element reich vertreten. „In der Gegenwart“, führt Eulenburg S. 101 aus, „spielt die Herkunft für die Besetzung der Lehrstühle keine

Rolle. Im Gegenteil, die Universität trägt ein weit heterogeneres Gepräge, als die preußischen und bayrischen Universitäten, die ihre Landeskinder stärker bevorzugen, während Leipzig Abkömmlinge aus ganz verschiedener Gebieten in sich vereinigt.“ Von 53 Lehrkräften (S. 102) sind 20 Ausländer, darunter „vor allem geborene Österreicher“.

Die statistischen Nachweise Eulenburgs werden durch das Buch Stiedas vielfach ergänzt. Die Schrift ging aus dem von Stieda besorgten Abschnitte „Leipzig“ in dem für die Ausstellung in St. Louis bestimmten, von W. Lexis herausgegebenen Buche über das Universitätswesen in Deutschland hervor. Sie bietet nach 4 kurzen Kapiteln vorwiegend retrospektiver Art in 6 umfangreichen Teilen einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Universitätsinstitute und -Einrichtungen. Das 2. Kapitel streift die Frequenzverhältnisse und bezieht sich gelegentlich (S. 9) auf Eulenburgs „die Frequenz der deutschen Universitäten“ 1904. Die Zahlen in Eulenburgs „Entwicklung der Universität Leipzig“, die sich unter dem Titel „Historik“ subsummieren, beziehen sich auch auf Philologie; dagegen gewährt bei Stieda der Abschnitt: Historisches Seminar wenigstens einigermaßen Einblick in den Betrieb des historischen Studiums an der Universität Leipzig. Ein getreues Abbild dieser Tätigkeit bietet der 4. Band der gleichfalls bei Hirzel erschienenen Festschrift (die Institute und Seminare der philosophischen Fakultät an der Universität Leipzig) in den einschlägigen Partien seiner 1. Abteilung: „Die philologische und die philosophisch-historische Sektion.“

Beide Schriften hat der verdienstreiche Verlag Hirzel entsprechend ausgestattet; die übersichtlichen graphischen Darstellungen und Farbentafeln bei Eulenburg sind sehr sorgfältig reproduziert.

D. Brechler.

Alban Freiherr von Dobeneck in Traunstein: Die Geschichte des angestorbenen Geschlechts von Kozau. Bayreuth 1909. 111 S.

Von demselben Verfasser liegt bereits eine umfangreiche, mit zahlreichen Urkunden-Photogrammen und Porträts versehene Monographie über das Geschlecht derer von Dobeneck, Schöneberg-Berlin, 1906, vor. — Mit großer Sachkenntnis und vielem Fleiß verfolgt der Autor in seinem neuen Werke die Spuren der Kozauer zurück bis 1205 und bringt in einer übersichtlichen, reichlich mit Stammbäumen belegten Darstellung Familienbriefe und Korrespondenzen von 131 Gliedern dieses Geschlechtes, von welchem einzelne Zweige auch im Egerlande: zu Eger, Haslau und Schöd, ferner zu Krottensee, Rutenplan, Pittengrün und Tuschkau begütert und auf den nächst Eger gelegenen Burgen: Hohenberg, Thierstein und Wunsiedel im 15. und 16. Jahrh. wiederholt als Hauptleute und Vögte tätig waren. Den Namen „von Kozau“ leitet der Verfasser her von der gleichnamigen, nächst Hof in Franken gelegenen, von den Wenden gegründeten Ortschaft „Kozau, Kozawe“. Dieses Kozau, die angrenzende, gleichfalls wendische Ansiedlung „Schwandewitz“ und die spätere deutsche Niederlassung „Saaldorf“ verbanden sich dann zu einem Orte, dem heutigen Markte „Oberkozau“. Das Geschlecht derer von Kozau erlosch mit Tobias Heinrich von Kozau um 1660, nachdem die Egerer Linie mit Georg Adam von Kozau auf Haslau schon bald nach 1628 ausgestorben war. Am Schlusse der Abhandlung

zählt der fleißige Sammler noch 41 Glieder dieser Familie auf, die sich in die angelegten Stammbäume nicht mit Sicherheit einreihen ließen. — Reiches Material zu dieser Familiengeschichte bot dem Verfasser das Egerer Archiv. Er betont deshalb in seiner Schrift wiederholt das liebenswürdige Entgegenkommen seitens des Verwesers dieses Archivs, kais. Rates Dr. Siegl, der ihm nicht weniger als 197 Regesten (mit 1378 beginnend) zu dieser Geschichte lieferte. Diese große Anzahl von urkundlichen Belegen über ein einziges Geschlecht bezeugt zugleich den Reichtum an Familien-Handschriften des Egerer Stadtarchivs.

Jordan A., Dr.: Zur Geschichte des Tuchmachergewerbes in Krummau. Deutsche Böhmerwald-Zeitung. 11. März 1910. Nr. 11.

In Krummau blühte einst das Tuchmachergewerbe. Die älteste Urkunde darüber aus dem J. 1347 berichtet, daß Peter I. von Rosenberg sich die Einkünfte der Tuchwalke (pannilabrium) vorbehält, während er andere Gewerbe wie die Mälzereien, Schenken und Fleischbänke gegen eine Abgabe in den Besitz der Altstadt übergehen läßt. Wichtig ist die Urkunde von 1430, der zufolge jedes Stück mit dem Zeichen der Rose versehen sein muß. Wir finden in ihr bereits eine wohlgeordnete Tuchmachervereinigung mit freigewähltem Vorstande, gemeinschaftlicher Kassa und gesetzlich festgelegten Vorrechten zum Schutze gegen den auswärtigen Wettbewerb. (Vergl. ferner die Urkunden von 1537, 1573, 1613 und 1660 in den Mitteilungen, Jahrg. 1904, herausg. von Dr. Val. Schmidt.) Die Veranlassung zu diesem Artikel gab das 100jährige Gründungsfest der Firma Wozelka, deren Begründer Nikolaus am 5. Dezember 1809 in Polna mit seinem Freibriefe versehen, am 11. März 1810 in Krummau als Meister in die Zunft aufgenommen wurde. Seit 1835 ist er ihr Obmann — und zwar der letzte. Durch seinen Fleiß und seine Umsicht ist es ihm gelungen, für sein Unternehmen den Übergang von der Handerzeugung zum Fabriksbetrieb zu gewinnen, der heute noch in den Händen seiner Söhne mit Erfolg betrieben wird. Nur wenigen Firmen gelingt es, auf das 100jährige Fest ihres Geschäftes zurückblicken zu können, das in voller Blüte und Kraft besteht und die Hoffnung vor sich hat, das zweite Jahrhundert wohl auch in gleichem Glanze feiern zu dürfen. Als die Zunft etwa 1880 aufgelöst wurde, brachte Wozelka das Inventar käuflich an sich, das auf diese Weise wahrscheinlich vor dem Untergange gerettet wurde und im Besitze der Stadt verblieb.

Jarschel Josef: Kulturgeschichtliches aus Alt-Auscha. Um 1590. Sonderabdruck aus den „Mitteilungen des Nordböh. Exkursions-Klubs“. Jahrg. XXXIII. S. 10.

Verfasser bringt aus den durchaus tschechisch geschriebenen Büchern der Stadt am Schlusse des 16. Jahrhunderts Nachrichten über die Stellung, die Bezüge und Verhältnisse des Stadt- auch Ratschreibers, der beiden Torwächter, der Gemeindediener oder Stadtboten, der Glöckner, des Uhrbesorgers und der Rohrmeister. Die Stadt, welche in jener Zeit unter der Herrschaft der Herren Seznma, eines tschechischen Adelsgeschlechtes, stand, dürfte auch eine beinahe

ausschließlich tschechische Bevölkerung in ihren Mauern beherbergt haben, in welcher die Deutschen wohl nur einen verschwindenden Bruchteil gebildet haben mochten, da die ganze Umtierung in tschechischer Sprache vor sich ging und die Namen der angesehensten Familien in der Stadt (S. 1) tschechisch sind, wogegen auch (S. 2) eine Reihe gut klingender deutscher Namen angeführt wird. Wir glauben nicht, daß in jener Zeit der Ratsschreiber sich hätte erlauben dürfen, deutsche Namen z. B. Metzler in sladownik, Koch in kucharz u. a. m. in die Urkunden oder in die Bücher einzutragen, da für ein solches Vorgehen Beweise fehlen; eher kann es der Fall sein, daß es ursprünglich deutsche Familien waren, die später tschechisiert wurden und dann ihre Namen freiwillig selbst änderten. Die Einwanderung deutscher Bevölkerung nach Nuscha dürfte wohl erst in die Zeit nach der Weißenberger Schlacht fallen, in welcher sich die kleine Gemeinde durch Hopfenbau und Hopfenhandel langsam wieder zu neuerlichem Wohlstande emporarbeitete und der Stadt den deutschen Charakter aufprägte, den sie bis in die Gegenwart zu bewahren verstanden hat.

Jordan K., Dr.: Die Krummauer Stadtapotheke. Böhmerwald-Zeitung Nr. 17 vom 22. April 1910.

Die Daten des Aufsatzes, welche einen Beitrag zur Geschichte des Sanitätswesens in Krummau bilden, sind der Urbanstädtischen Chronik nacherzählt. Der erste Apothekar ist Günstetter (1568), dann Giseler aus Thüringen († 1635), Christian Hable aus Krummau (Obertor 95, nach 1637) Basilius Frank 1667, Matthias Bertoni aus Budweis 1797, Anton Ettner 1800, Karl Firbas 1803, Anton Marink 1829, Karl Bernfuß 1882, J. M. Stadler 1892, Soja von Solyomkő 1894 und dann ihr Schwiegersohn Mag. pharm., der dieses in Krummau schlecht gehende Geschäft ungemein gehoben. Außer der Schloßapotheke gab es noch eine Zeitlang eine Kollegiumsapotheke der Jesuiten. Das Apothekerwesen in Krummau war tatsächlich nicht auf Rosen gebettet, was wohl den Grund in erster Linie darin haben mag, daß die Stadtapotheke eine schwere Rivalin in der Schloßapotheke hatte, die sich selbstverständlich der größten Förderung durch die Grundherrschaft erfreute.

Festschrift zur Hundertjahrfeier des Mieser Gesangvereines am 24. und 25. Juli 1909. Herausgegeben vom Festausschusse. Selbstverlag. Mies 1909. S. 52.

Wenn ein Verein auf ein Jahrhundert einer erfolgreichen Tätigkeit zurückblicken kann, dann hat er wohl die Berechtigung, diesen Tag in feierlicher, festlicher Stimmung zu begehen, wie es tatsächlich der Mieser Gesangverein getan (siehe das Programm am Schlusse der Festschrift), und zur Festhaltung dieses feierlichen Ereignisses hat er die vorliegende Schrift aufgelegt, für deren literarisch-historischen Teil der Mieser Professor Georg Schmidt die Verantwortung übernommen hat. Eingeleitet wird sie durch 25 Eigenbeiträge für diesen Zweck, beinahe ausschließlich Gedichte, die sich auf Saaz und deutsches Wesen beziehen, die von verschiedenen Dichtern stammen, deren Namen in Deutschböhmen eines guten

Klanges sich erfreuen; so lesen wir z. B. von Peter Rosegger aus Krieglach den Gruß:

2000 Kronen gleich 2 Millionen!
Deutsche Worte hör' ich tönen,
Deutsche Lieder hör' ich singen,
Doch das Werk wird nur gelingen,
Wenn wir Opfer bringen können.

Dann folgt als zweiter Teil der Festschrift die Mitteilung „Aus der Geschichte des Mieser Gesangvereines“, der im Laufe seines Bestandes seinen Namen viermal gewechselt hat: 1. ist er gegründet als „Musikalische Conföderation“ (1809—1863), 2. umgeändert als „Cäcilienverein der königlichen Stadt Mies“ (1863—1872), 3. als „Der Mieser Männergesangverein“ (1872—1886) und 4. als „Mieser Gesangverein“ von 1886 an bis auf den heutigen Tag. Sehr sorgfältig ist alles registriert, was der Verein namentlich von 1872 an geleistet hat. Es ist wohl am besten, wenn wir darüber das Wort Herrn Professor Georg Schmidt erteilen (S. 44): Wie jedem Unbefangenen muß sich auch dem objektiven Chronisten bei der Darstellung dieser Skizze die Erkenntnis aufdrängen, daß der Mieser Gesangverein in seinem 100jährigen Bestande trotz so manchem Wechsel, den er nicht allein im Namen durchmachen mußte, sehr viele glänzende Beweise künstlerischer Pflege in Gesang und Musik erbracht hat. Sehr häufig aber wußte er damit auch Bestrebungen edler Wohltätigkeit und echten Patriotismus zu verbinden, nicht zuletzt auch freier deutscher Gesinnung zu huldigen und mit vielen Vereinen (Haid, Bilsen, Winterberg u. a.) wahre, sangesbrüderliche Freundschaft zu pflegen. Tüchtige Männer, begabte Chormeister (Anton Beyerle, Josef Janitschek, M. Horner), eifrige Sänger, treue Mitglieder waren jederzeit bemüht, den Gesangverein auf seiner Höhe zu erhalten. Und das jetzige Geschlecht wird an der Schwelle des zweiten Jahrhunderts dem Vereine noch eine glänzendere Zukunft zu gestalten wissen, auf daß sich der schöne Wahlspruch des Vereines bis in die fernsten Zeiten bewähre:

„Dem Vaterland sei unser Lied geweiht,
Es töne rein und frei durch alle Zeit.“

Den dritten Teil bilden die Angaben „aus der Statistik des Mieser Gesangvereines“ (S. 44—52). Zwei schöne Stadtansichten aus den Jahren 1809 und 1909 zieren das sehr geschmackvoll ausgestattete Heft.